

**Franz Hodjak**

## **Der Junge in der Nagold**

Entstanden während des Hermann-Hesse-Stipendiums in Calw

Mai bis August 1998

Als ich einmal mit meiner Frau im Auto von Pforzheim durch das Nagoldtal nach Calw fuhr, sah ich einen Jungen, der in seinen kleinen Händen ein Plastiksieb zum Goldwaschen hielt, das er, so schien es mir wenigstens, fachgerecht in die Nagold tauchte, hochhob und vorsichtig schüttelte. Wir hielten an, und ich sah ihm eine Weile zu. Vor Zeiten, wahrscheinlich, waren hier Goldwäscher am Werk, weshalb sonst der Name des Flusses? Na Gold ... Ob sie welches gefunden haben, und ob der Ertrag reich war, interessierte mich nicht. Ich sah dem Jungen zu, und ich fragte mich, spielt er nur Goldtausch oder meint er es ernst? Wo alle aufgehört haben, will er beginnen? Oder kitzelte ihn bloß die Abenteuerlust, vergleichbar mit dem Fieber der Angler, die stundenlang auf den Schwimmer blicken, genauer gesagt starren, ohne daß er nur ein einziges Mal von einem Fisch nach unten gezogen wird? Oder machte es ihm Spaß zu spielen, und er wußte, daß er bloß spielte? Oder wollte er wichtig sein, wie seine Vorfahren, die Gold wuschen, zumindest für die Stunden, die er in der Nagold stand mit seinem Plastiksieb in den kleinen Händen? Oder dachte er dabei gar nichts, und er stand nur in der Nagold, konzentriert auf das Plastiksieb, um an nichts denken zu müssen? Als ich mir genügend Fragen gestellt hatte, fuhren wir weiter.

Wenn ich vom Schreibtisch in meiner Calwer Stipendiatenwohnung aus dem Fenster blicke, bekomme ich Angst, die Häuser am Berghang könnten hinunterstürzen. Ich stelle mir vor, das Gleiche gilt für die andere Seite des Berghangs. Weshalb nur klettern die Häuser von beiden Seiten nicht hoch bis zum Bergkamm, um in die entgegengesetzte Richtung zu blicken? Oder waren sie schon oben und haben sich vor Schreck zurückgezogen? Der Eindruck verstärkt sich, in der allgemeinen Panik haben sie nicht mehr zurückgefunden, und so stehen die Häuser, die am Nordhang standen, nun am Südhang, und umgekehrt. Deshalb kehren auch die Schwalben nicht zurück. Den Tauben ist es recht, lieber auf dem falschen Dach zu leben als im Bahnhof von Stuttgart. Ich frage mich, weshalb kehren die Häuser nicht zurück, die vom Nordhang zum Südhang, und umgekehrt? Oder haben sie Angst, wieder das zu sehen, was sie schon einmal auf dem Bergkamm gesehen haben? Sind sie lieber unglücklich als neugierig? Glauben sie, im Unglück kann man überleben? Und glauben sie, die Neugier und das Wissen verbrennt sie bis zum Fundament? Vielleicht sind diese Überlegungen und Spekulationen eines Vaganten überflüssig.

Über das leere Blatt Papier kriecht ein kleiner Käfer. Er hinterläßt keine Spuren. Wie einsam muß dieser Käfer sein, über den ich nichts weiß und der keine Spuren hinterläßt auf einem neugierigen Blatt Papier? Kommt er aus dem Osten? Ist er Jude oder Araber oder orthodox oder katholisch oder protestantisch? Wird er abgeschoben? Ist er heimatlos? Wie heißt er? Weshalb sucht er dieses leere Blatt Papier auf, über das er so demonstrativ kriecht, ohne eine Spur zu hinterlassen? Will er der Anonymität ein Denkmal setzen? So viele Fragen, so wenig Antworten.

Die Schutzengel, aus der Ordnung vertrieben, wurden zurückbeordert, kurz bevor sie verzweifelten, und mit wichtigen Aufgaben versehen, so gefragt waren die Schutzengel noch nie. Bisher konnten sie tun oder sein lassen, was sie wollten, stets nach eigenem Bedarf und Ermessen, was sie schließlich in die große Langeweile trieb. Nun erhielten sie einen Befehl. Sie sind beauftragt, um uns herumzuschwirren, bis sie sich zu Abhörgeräten verdichten, die das, was wir denken, weiterleiten, an wen, das wissen sie nicht genau, doch gerade das gibt ihnen ein Gefühl von enormer Bedeutung, von einem Sinn, den sie bisher nicht gekannt hatten. Dieser Kitzel, daß sie verraten, ohne zu wissen an wen, macht sie rasend. Jetzt erst können sie richtig Schicksal spielen. Daß die Schutzengel zu einer der wichtigsten Instanzen erhoben wurden, schmeichelt ihnen. Grenzenlos.

Blicke ich zum Küchenfenster hinaus, seh ich links die Hinterfront des Hermann-Hesse-Hauses, etwas vergammelt. Eine Terrasse verbindet, ziemlich verwahrlost, dafür finde ich keinen Vergleich, das Geburtshaus mit einem Gebäude der Sparkasse, das vom Küchenfenster aus rechts steht, und auf einem der beiden Fenster steht ein zweiteiliger Napf mit Futter und Wasser für einen Kater, der Besitzer dieser Terrasse, wie mir scheint. Der Kater heißt sicherlich weder Narziß noch Goldmund. Aber vielleicht ist es gar kein Kater, sondern ein Katze. Und wie könnte eine Katze Narziß oder Goldmund heißen? Falls es doch ein Kater ist, könnte er Garibaldi heißen, das ginge irgendwie, auch Leo wäre gerade noch vertretbar. Alle anderen Namen sind inakzeptabel. Und es ist nicht zu Ende zu denken, auf welchen Namen dieser Kater getauft wurde. Hieße er Horsti, sähe er auch so aus, also Gott sei Dank heißt er nicht Horsti. Hieße er Frieder, würde ihn eine Dame verwöhnen, die Friederike heißt, aber nicht genannt werden will. Hieße er Kurt, würde er sich wie ein Kurt

benehmen, doch das tut er nicht. Hieße er Fritzchen, würde er mit dem Schwanz wedeln. Also wie heißt dieser Kater? Vielleicht sieht er deshalb so traurig zu mir hoch, und dann versuche ich ihm zu erklären, ich heiße Franz, und dieser Name sagt mir auch nichts. Ich will ihn trösten. Doch der Kater läuft davon. Aber er schleicht sich zurück, und ich versuche ihm immer wieder beizubringen, daß er, wenn ich den Namen Ceausescu ausspreche, jämmerlich kreischen soll. Ich hoffe, bis ich aus Calw abreise, wird der Kater das begreifen. Stelle ich die richtige Frage, gibt es nur eine Antwort. Stelle ich die falsche Frage, gibt es unzählige Antworten. Also stelle ich meist die falsche Frage, weil mich auch die anderen Möglichkeiten interessieren.

Man kann auch da leben oder dort oder woanders, man muß nur Flügel haben, die neugierig sind und die keine sturen Wurzeln haben. Die Geste, fliegen zu können, macht uns jeder Blechchristus vor, von heimatlichen Beamten an den Wegrand genagelt. Vor Verzweiflung und Ohnmacht scheppern seine Arme und Beine im Wind. Alles läßt man zurück, die Gräber, die Hoffnung, die Zigarettenmarke, die andere Sprache, die Uhrzeit, nur das Gedächtnis nimmt man mit, jeder Ort ist es wert, jeder Ort auf seine Weise, obwohl, wir würden die Erinnerungen, diese Hexen und Ketzer, insgeheim, weil sie uns durcheinander bringen, verschwinden lassen, folgend dem Prinzip der Inquisition, doch die Katakomben sind alle besetzt, die Teiche, die Steine, die Scheiterhaufen.

Apropos, Steine. Schlägt unser Kopf gegen einen Stein, ist der Stein verletzt. Wir haben ihn gestört beim Denken. Er gibt den Rohstoff ab für Denkmäler, Bordüren, Briefbeschwerer und zuweilen für Metaphern und Mythen und Redewendungen und geflügelte Worte. Mit Hammer, Meißel, Axt, Säge, Schleifsteinen verleihen wir ihm eine humane Gestalt. Zuweilen ist er das Produkt unserer Nieren, der Galle, der Blase. Er gleicht uns, wir können ihn formen, aber nicht erweichen. Bei Revolutionen ließ er sich von uns durch die Luft wirbeln, aus einer Richtung in die andere. Der Stein wünschte sich, er wäre weniger von uns belastet, doch wir brauchen den Stein selbst über den Tod hinaus, als sichtbares Mal unserer zweifelhaften Anwesenheit zwischen Steinen.

Calw, war diese Stadt für Hermann Hesse eine Heimat? In der frühen Prosa vermutlich schon, als ein Etwas, in dem man sich geborgen fühlt, aber aus dem man jederzeit ausbrechen kann, zumindest in Gedanken. Vielleicht hat das irgendwann sein Innerstes erschüttert, ich glaube nicht aus Angst, sondern vor Ratlosigkeit. Und dann kamen die Konstrukte, der Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit. Damit wurde es eine Demonstrationsprosa, die nicht die Wirklichkeit im Visier hatte, sondern die Wirklichkeit im Kopf, der sich verselbständigte. Ist das zu begrüßen oder zu beklagen? Die Sprache, die diese Konstrukte trägt, ist alles anderes als wuchtig, in keinem Satz tun sich Fallen auf, durch die man ins Bodenlose stürzt. Das Bodenlose wird bloß beschrieben. Ich weiß, das klingt vermessen, der kleine Franz Hodjak meckert am großen Hermann Hesse herum. Aber ich darf mich doch äußern dürfen. Es ist eine Freiheit, die ich trainieren will, wie ein Sportler einen Rekord. Ich weiß, es ist ein Elend, das ich in mir herumtrage.

Ich komme aus einer Gegend, in der Fledermäuse nachts die Glocken läuteten. Im Sommer, beim Heuwenden, mühten sich Büffel ab, die Hitze abzuwenden, indem sie die Sonne auf ihre Hörner aufzuspießen versuchten, dabei brüllten sie vor Schmerz. Es war eine laute Gegend. Sogar der Schnee fiel polternd vom Himmel. Selbst der Schnaps, bei etwa siebzig Volumen, organisierte in der Flasche Volksorchester mit Geistern, die knallend die Pfropfen in die Luft jagten, in der Bussarde tanzten und vor Freude schrien. Wenn ein Fohlen geboren wurde, weinten die Kinder, als ginge das Stück Freiheit, das sie noch hatten, auf das Fohlen über, das, was auch immer geschehen würde, nicht sterben durfte. Hier weinte man laut. Die Hirten, aus dem Zibinsgebirge, wenn sie nach Hermannstadt auf den Markt kamen, mußten durch den Grünen Wald, wo Wölfe heulten, die immer wieder die Schlitten ansprangen, und wenn ein Hirte dem Leitwolf mit der Axt den Schädel zerschmetterte, hörte man das Krachen bis hinein in die Stadt.

Meine Freunde in Sachsen oder Thüringen lebten in einem Land. Nun leben sie in einem andern Land. Und das, ohne jemals ausgewandert zu sein.

Wenn ich die steile Marktstraße in Calw hochgehe und mir die alten, wunderschönen Fachwerkhäuser ansehe, habe ich den Eindruck, sie sind auf der Flucht, nur wohin, zurück in die Vergangenheit oder fort aus der Vergangenheit? Das Geheimnis dauert nicht lange, denn dann kommen Gebäude, die sich Orden an die Brust geheftet haben, im Bewußtsein, sie wissen Bescheid. Das ist die Grenze meiner Spaziergänge durch die Marktstraße, und jedes Mal kehre ich um. Ich liebe diese Unentschiedenheit der alten Fachwerkhäuser, ihre Geduld, den Fehler hinauszuschieben, denn irgendwann begehen wir alle den kapitalen Fehler, aber weshalb gleich, wie die Gebäude jenseits der Grenze, die ich nie wieder überschreiten werde.

Vielleicht wurde Calw aus der Einsamkeit geboren und kehrt wieder zurück in die Einsamkeit, wie jeder andere Ort, ob klein, ob groß, das signalisieren die historischen Tafeln, die sich gegen das Verschwinden zu wehren

versuchen, das Verschwinden in der Zukunft, die uns verschluckt, verdaut, uns auskotzt, und da liegen wir nun, zusammengesetzt und auseinandergetrieben, mehr echt, mehr verfälscht, je nach dem geltenden historischen Prinzip. Einer der fähigsten und bekanntesten Historiker Rumäniens dieses Jahrhunderts, Constantin Daicoviciu hieß er, falls das überhaupt jemanden interessiert, sagte mir einmal, Junge, Junge, nichts ist schwerer als die Zukunft der Vergangenheit vorauszusagen. Weshalb mir das, gerade hier, in Calw, einfällt? Ich weiß es nicht.

Aus Innsbruck kommend, zwei Anschlüsse wegen der Verspätung von Zügen verpaßt, also schon fast neun Stunden unterwegs, steige ich in Weil der Stadt in den Bus, der nach Calw fährt. Irgendwann steigt ein Handwerker zu, der Schofför und der Handwerker kennen sich gut, Igor, der Schofför, nach den ersten Sätzen ist mir klar, ist Rußlanddeutscher. Also Aussiedler wie ich. Obwohl ich totmüde bin, wache ich auf. Igor erzählt, was ich schon weiß, überall sind Rußlanddeutsche Busschofföre, auch in Usingen, wo ich wohne, ist es nicht anders, sie befahren den gesamten Taunus. Es sind Großfamilien, die sich helfen, der Reihe nach bauen sie sich gegenseitig Häuser. Igor erklärt dem Handwerker stolz, Ende Herbst ist sein Haus fertig. Igor hält nicht an der Haltestelle, sondern vor dem Haus des Handwerkers, wo dieser grüßend aussteigt. Eine Ortschaft weiter gibt es eine Umleitung, doch dann kommt eine Kreuzung, an der es kein Schild gibt. Er hält den Bus an. Kennt sich jemand hier aus, ruft er. Am Morgen, sagt er, gab es diese Umleitung noch nicht. Im Bus bin nur noch ich, der sich natürlich nicht auskennt, Igor, sage ich, die Umleitung hat uns nach links verschlagen, also müssen wir nach rechts abbiegen, um wieder auf die Bundesstraße 295 zu kommen. Logisch, lacht Igor. Igor, wie wählst du, frage ich. Natürlich rechts, sagt er. Weshalb? Ich will nicht, daß die Kommunisten mein Haus enteignen, kurz nachdem ich es gebaut habe. Igor, dir hat man schon einmal ein Haus enteignet, stimmt es? Ja. Igor, das waren keine Kommunisten, das waren Parteimitglieder einer Diktatur und Karrieristen. Weißt du Igor, im Osten gab es nach dem Krieg keine Kommunisten, vorher schon, in der Illegalität. Aber nachher nicht mehr, das waren alles Handlanger, die hatten keine Überzeugung. Die eigentlichen Kommunisten gab es nur im Westen, in Italien, Frankreich, zum Teil auch in Deutschland. Igor grinst. Der Bus hält im ZOB auf Gleis sechs. Igor ist froh, und ich bin froh, daß wir uns trennen müssen. Jetzt, nachdem ich die Geschichte mit Igor niedergeschrieben habe, komme ich ins Schwitzen, ich habe Angst, alle, die diesen Text lesen, könnten mich für einen Kommunisten halten wie Igor.

Einmal hier in Calw, es regnete in Strömen, und nachher zeigte sich ein Regenbogen, der sich vom Himmel spannte bis hinunter zu den Bergen, bis auf das Dach gegenüber, bis auf die Straße. Ich sah das aus dem Fenster. Und ich lief hinunter, ich wußte, den Regenbogen kann ich nicht fassen, aber vielleicht könnte ich etliche Sekunden in seinem Licht stehen, in den unberechenbaren Farben. Als ich unten ankam, regnete es wieder banal.

Vielleicht können wir nur denken, wenn es Bilder gibt, die uns herausfordern. Die Bilder, die sich uns anbieten, sehen wir wohl. Zum Beispiel die historischen Tafeln in Calw. Wer nimmt sie wahr? Ich, für mein Teil, nehme sie nicht ernst. Jeder hat das Recht, sich herauszureden, doch nicht um den Preis der Zukunft, die im Rollstuhl sitzt und die nette, historische Damen spazieren führen, in kontemporanen Parks.

Die Hoffnung geht barfuß durch die Welt. Sie ist schon angekommen, wenn wir gerade aufbrechen. Wir müssen ihr entgegen gehen, und sie stützen, damit sie nicht zusammenbricht. Wir müssen immer wieder ihre wunden Füße heilen. Wohin sie auch geht, sie kehrt zum Ende zurück, das wir für den Anfang hielten. Jeder Ort, an dem ich, unachtsam, vorbei fuhr, vielleicht wäre er es gewesen. Unachtsam war auch jeder Ort, der kein Zeichen gab. So haben wir uns nie gefunden. Nachts stolche ich herum, vielleicht gibt mir die Einsamkeit zurück, was ich versäumt habe. Orte, tut ihr das auch, aus Sehnsucht nach mir, diesem stillen Wanderzigeuner?

Es wird Morgen, weil das Dunkel sich nackt ausgezogen hat. Die Verwechslung, egal in welchem Bahnhof, findet statt. Am Ort, aus dem ich stets gerade abgereist bin, läutet der Schutzengel. Er muß enorme Geduld haben, bis seine Flügel den Mut entwickeln, sich herauszuhalten und ihn ins Nichts zu tragen.

Alfred Kittner, dem jüdisch-deutschen Kulturkreis aus Czernowitz entstammend, zu dem auch Paul Celan, Rose Ausländer und andere illustre Dichter gehörten, schrieb am 20.6.1930 aus Breslau folgenden Brief an Hermann Hesse:

Sehr geehrter Herr!

Allein und einsam, in einem fremden Lande und einer fremden Stadt, seit Monaten ohne jede Aussicht zu einem Erwerbe, hungere ich mich geduldig durch die Tage. Nur dieser Umstand, nur die Hoffnung, durch Veröffentlichungen dieser Gedichte eine auch so geringe Möglichkeit auf materiellen Verdienst, oder eine auch noch so kleine Anstellung in einem Zeitungs- oder Verlagsunternehmen zu finden, veranlassen mich, Ihnen, sehr geehrter Herr, einige meiner gereimten Beichten zur Beurteilung einzusenden, mir bei Ihnen Rat

einzuholen, ob Sie die Gedichte für druckreif erachten und mir durch Zuspruch eine Veröffentlichung (sei es auch vereinzelt in Zeitschriften), erleichtern könnten.

Ich bin Deutschrumäne, im alten Österreich geboren, (1906), in guten Verhältnissen aufgewachsen, aber durch den Weltkrieg gänzlich verarmt. In der Schule kam ich nicht vorwärts, der Schreibtisch raubte mir alle Lust am Studium, jeden Ehrgeiz, mir eine praktische Lebensgrundlage zu schaffen.

Der Militärdienst riß mich aus den Anfängen meiner Position. Zwei Jahre diente ich unter allerlei Qualen im rumänischen Heer an der ungarischen Grenze unter halbwildem rumän. Gebirgsbauern. Als ich es einst unterließ, ein Bett vom dritten Stockwerk in den Hof zu tragen, bestrafte man mich mit 10 Tagen Kistenstehn. Vier Tage und drei Nächte verbrachte ich in einem Schrank, der so klein war, daß ich mich nicht umwenden konnte. Über meine Füße krochen Ratten. Den Rest erließ man mir gnädigst. - Hierauf wand ich mich nach Deutschland, meiner alten Sehnsucht folgend, in der unsinnigen Hoffnung, mir hier eine Existenz zu schaffen. Ich versuchte es als Bücherreisender, als Wäscheagent etc. Alle meine Versuche schlugen fehl. - Enttäuscht, aller Mittel entblößt, ohne Freunde, die mir helfen könnten, und ohne auf eine Unterstützung von daheim rechnen zu dürfen, gedenke ich in den nächsten Tagen in meine alte Heimat zu reisen und dort meine unfreiwillige Hungerkur fortzusetzen.

Vielleicht, daß mir die Veröffentlichung der beigeschlossenen Gedichte so viel einzutragen vermöchte, daß ich mich vorübergehend wenigstens übers Wasser halten kann. Damit wäre ich wohl zufrieden. -

Sie sind einem größeren Zyklus entnommen, den ich "Herz im Taumel" nennen möchte, und zwischen 1924 und 1930 entstanden. - Ich hoffe, sehr geehrter Herr, daß Sie so freundlich sein werden, mir diese Zeilen recht bald zu beantworten und verbleibe in Verehrung

Ihr Alfred Kittner

Schon am 23.6.1930 antwortete Hermann Hesse:

Sehr geehrter Herr

Ich bin augenkrank und werde meistens mit meiner Post nicht fertig. Dennoch habe ich einen Teil Ihrer Verse gelesen, und habe an mehreren Gedichten Freude gehabt.

Gern würde ich Ihren Wunsch erfüllen. Aber es geht nicht. Das deutsche Volk, seine Zeitungen und Redakteure haben nicht das mindeste Interesse für Gedichte, auch nicht für die besten, das ist ihnen völlig gleichgültig. Ich schreibe selber viele Gedichte, und vor 20 Jahren noch hatte ich 10 deutsche Zeitschriften und mehrere Zeitungen, die meine Gedichte druckten und sogar honorierten. Heute, wenn ich einer Redaktion ein Gedicht sende, bekomme ich es sofort zurück, oder es wird bestenfalls nach vielen Monaten Wartens gedruckt, schlecht oder gar nicht honoriert. Also diesen Weg einzuschlagen, kann ich Ihnen nicht raten. Ich finde sie begabt, aber ich kann Ihnen gar nicht raten, damit Ihr Brot verdienen zu wollen.

Es grüßt Sie Ihr H. Hesse

Als ich endlich den Mut gefaßt hatte, an den Jungen, der mit einem Plastiksieb zum Goldwaschen in der Nagold stand, etliche Fragen zu richten, fuhr ich des öfteren zu der Stelle, an der ich ihn gesehen hatte. Jedes Mal wartete ich stundenlang auf ihn. Doch der Junge mit dem Plastiksieb zum Goldwaschen kam nie wieder. Was mache ich, wenn ich die Einsamkeit nicht mehr ertragen kann? Gut, schreiben, zum Beispiel diesen Text oder andere. Das geht eine Weile so, und dann? Dann streue ich Brotkrümel auf das Dach und füttere die Tauben. Die Tauben, da es Krümel auch auf dem Fensterbrett gibt, werden frech. Sie fliegen in meine Stipendiatenwohnung, umschwirren mich, setzen sich auf meinen Kopf, auf meine Schultern und scheißen mich an. Ich kann mich der Tauben nicht mehr erwehren.

Wieder habe ich etwas falsch gemacht, wie schon so oft. Doch wie kann jemand, der einsam ist, etwas richtig machen?

Da dieser Text weder noch ist, möchte ich ihn in einer definierbaren Form beenden, nämlich mit einem Zwitscherding.

*Zum Tag der Emigranten  
den es nicht gibt*

*Es ist ein großes Kreisen um das was  
was wir nicht sind dies Suchen das uns nicht*

*begreift nur in uns wächst und reift denn  
diese Welt besteht nur aus Beweisen und*

*wehe dem der keine hat da hilft kein Fluchen  
und kein Bitten so wandern wir aus einem*

*Spiegel in den andern und schminken  
unser häßliches Gesicht in dem kein*

*Leben ist kein Tod dies ist das Angebot mehr  
gibt es nicht und doch wir suchen Spuren*

*nach einem Mittelpunkt im Rand das letzte  
Wort wir sind mit Huren eng verwandt die*

*ihre Beine spreizen von Ort zu Ort von  
Land zu Land um das was es nicht gibt zu*

*zu reizen So wohnen wir hinein hinaus  
im Greis ein Kind und wenn es uns verwehrt*

*wird umgekehrt Begriffe nehmen wir nicht  
mit sie sollen bleiben dort wo Ewigkeiten*

*wohnen und nicht mehr unterschreiben  
für uns die wir*

*die vielen Straßen kehren die  
wir gegangen sind*

Trotzdem, mit Emigrantentum kann ein Calwer Text nicht enden, sonst entstünde der Eindruck, Calw bestehe nur aus Emigranten. Und was würde dann am 27. September 1998 zu meinem 54. Geburtstag bei den Wahlen passieren?

Wenn ich aus dem Fenster blicke, glaube ich, typisch für Calw sind auch die Stromleitungen, die von Masten getragen werden, die auf Dächern stehen und nicht auf der Erde. Das scheint mir wie eine originelle Vision zu sein. Doch wenn ich genauer hinsehe, hat das alles mit Visionen nichts zu tun, sondern mit praktischen Überlegungen, wer erlaubt sich schon irgendwelche Visionen, in dieser Welt, die vom Berechenbaren verwaltet wird?

Ein Text, der in der Freiheit geschrieben wurde, ist etwas ganz anderes als ein Text, der in einer Diktatur geschrieben wurde. Ich weiß nicht, vielleicht ist es das Wesen der Freiheit, daß sie auf Themen hinlenkt, die es im Grunde gar nicht gibt, sondern die sie vor lauter Freiheit selbst erfindet. In der Diktatur ist es entschieden einfacher, paradoxerweise. Entweder man läßt sich auf die herrschende Ideologie ein und schreibt Lobeshymnen, oder man tut es nicht. Und wenn man es nicht tut, kann man erst über die Freiheit nachdenken. Ich bin fest davon überzeugt, daß man nur darüber profund nachdenken kann, was einem fehlt, und nicht darüber, was man besitzt.

Ja, die Sprache. Sie war ein zentrales Problem der rumänien-deutschen Literatur, vielmehr der Komplexe der rumäniendeutschen Literatur. Wir gebrauchten eine offizielle, eine halboffizielle und eine Privatsprache. Wir sprachen rumänisch. Fluchten ungarisch, weil die Sprache deftig ist. Sprachen im einen oder anderen oder dritten oder nächsten siebenbürgischen Dialekt. Verwendeten zuweilen die Hochsprache, gewöhnlich aber eine Art Umgangssprache. Sprachen die Sprache der Witze. Die Sprache der Vorgesetzten und die andere Sprache ihrer Vorgesetzten. Wir gebrauchten eine Schriftsprache, die reflektierter war, und eine spontane (fehlerhaft) gesprochene Sprache. Wir sprachen teils durch die Blume, teils monologisch. Die Blicke waren wieder eine andere Sprache, die Gesten waren eine typische Sprache. Auch das Räuspern war eine Sprache. Wir sprachen selbst das Schweigen. Wievielsprachig waren wir überhaupt?

Und jetzt kommt mir womöglich noch ein westlicher Moralapostel, der mir erklärt, er spreche fünf oder sogar acht Weltsprachen perfekt. Nur eine Sprache wird er nicht sprechen können, die der Freiheit, weil es die Sprache mit den meisten Idiomen ist.

Schon seit Tagen bläst ein Klarinettist apathisch vor einer Calwer Apotheke vor sich hin, von Volksmusik über Verdi bis Mozart, er spielt weder rhythmisch, aber gut falsch. Heute beschimpft eine Betrunkene, es ist noch nicht einmal Mittag, alle Frauen, die sie antrifft, und nennt sie ordinäre Nutten. Der Klarinettspieler wacht auf, spielt ganz laut. Die Betrunkene hört still zu, hakt den Klarinettisten irgendwann ein und geht mit ihm davon. Seither herrscht eine bedrohliche Ruhe in Calw.

